Stromabwärts

Jakob Julius David

BIBLIOTHEK BERÜHMTER AUTOREN

J. J. David

Stromabwärts

WIENER VERLAG

BIBLIOTHEK BERÜHMTER AUTOREN BAND 6

J. J. DAVID

STROMABWÄRTS

UMSCHLAG VON OTTO FRIEDRICH

1.—5. TAUSEND

WIENER VERLAG
WIEN UND LEIPZIG
1903

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

INHALT

„Er ist ein komischer Kauz.“ Die Frau vom Hause sprach gedehnt. Sie saß dabei auf der Veranda ihrer Villa und sah ins Grüne des schönen und weiten Gartens. Es war nach dem Diner, das man ausnahmsweise zu viert, ganz im kleinen und engsten Kreise eingenommen hatte.

„Das find' ich nun gar nicht,“ entgegnete der Mann in jener leisen Gereiztheit eines Übersättigten, dem dennoch zum vollen Behagen etwas fehlt. Dies war sein Klub, in den er heute sicherlich wieder nicht kam. Er verwünschte deshalb diese ganze Villa, die ihn im Sommer zwang, sich mit einer solchen Hingebung, den einen Monat am Meer ausgenommen, seiner Familie zu widmen.

„Du mußt mir immer widersprechen.“ Das war richtig. In den Hauptsachen hatte er gar

nichts darein zu reden. Da bestimmte sie, was geschehen sollte. So behauptete er seine Würde und seinen Standpunkt mindestens durch Opposition in Nebendingen oder vielmehr nur in Worten. Das war männlich und dabei ohne eigentliche Gefahr.

„Wenn ich aber am Direktor nichts finden kann, was komisch oder nach einem Kauz schmeckt?“ verteidigte er sich.

Sie lächelte überlegen: „Du bist oberflächlich in solchen Dingen, wie alle Männer... Gewiß — er stellt in der Welt etwas vor. Er hat seine Position, und ich glaube ganz gerne, daß seine Beamten sich vor ihm und seinen Kenntnissen fürchten. Denn er soll schrecklich viel gelernt haben, hält sogar Vorträge über „Fortschritte und Verbesserungen“, welches, nebenbei bemerkt, nicht ganz mein Geschmack ist. Das sieht aus, als wollte man sich Reklame machen, und man überläßt das besser denen, welche erst in die Höhe kommen und beachtet werden wollen.“

„Das hat allerdings etwas für sich."

„Entschuldige. Bis ich fertig bin. Er hat ferner sicherlich ganz leidliche Manieren. Man merkt zwar, daß er sie sich erst spät bei einem Tanzmeister gekauft hat. Das ist auch nicht ganz das Richtige. Wenigstens war es ein geschickter Mann und hat ihm was beigebracht. Mag ja nicht leicht gegangen sein."

Ihr Mann kicherte und hoffte, sie so milde zu stimmen. Denn eigentlich ist die Stunde nach dem Diner nicht die Zeit zu solchen Auseinandersetzungen. Wenn aber seine Frau einmal in das hineingekommen war, was er ihre Philosophie nannte, so brauchte sie schon eine gute Weile, ehe sie wieder auftauchte. Und so fuhr sie fort:

„Er ist also durchaus das, was man eine mehr als acceptable, eine gute, ja eine glänzende Partie nennt. Es fehlt ihm vielleicht ein wenig an Verbindungen. Das gibt sich. Die hätten wir, ganz importantant. Man könnt' ihn unschwer lanzieren — es ist ja gegenwärtig

4*

eine Mode für Männer der Arbeit, die durch sich selbst was geworden sind — etwas erfinden, was ihn interessant macht. Aber nun sieh mal, wie er sich mit dem Mädel benimmt! Man zeigt ihm, daß man ihn gerne bei sich sieht: man empfängt ihn im allerengsten Komitee und ..."

„Und du meinst, er beißt so schwer an?"

Sie vernichtete ihn förmlich mit ihrem Blick. „Möchtest du solche Redensarten nicht lieber für dort sparen, wo sie hingehören? Für deinen Klub? Hier finde ich sie ziemlich deplaciert. Wir haben es gottlob nicht nötig, unsere einzige Tochter jemandem an den Hals zu werfen, und ich hätt' ihn gewiß nicht ermutigt, ohne zu merken, daß er Heddy sehr liebt. Vernarrt ist er in sie, kann ich dir sagen. Aber wie benimmt er sich nun wieder? Er geht um sie herum, er traut sich zu keinem offenen Wort oder Antrag. Sie ist ja noch sehr jung. Aber derlei merkt ein Mädchen doch, daß er sich ordentlich vor ihr fürchtet.

Wo soll da der Respekt vor ihm herkommen, den sie haben müßte und nach seiner Reife und seinen Kenntnissen auch haben könnte, wenn er sich so benimmt? Denn in meiner Familie haben die Frauen immer Respekt vor den Männern gehabt: ob die es nun verdienten oder nicht."

„Vielleicht imponiert sie ihm nun schon zu sehr. Denn die Frauen in deiner Familie haben immer auch etwas Imponierendes an sich gehabt," entgegnete er in einer schwachen Bosheit.

Sie zuckte hochmütig die Achseln. Beide schwiegen und blickten in die immer stärker einfallende Dämmerung. Sie warf ihre Cigarette hinter sich, trat in das Zimmer und prüfte mit einem raschen Blick die Ordnung darin. Sie war vollkommen. Die Lichter waren abgedämpft, und der Samowar stand schon auf seinem Ebenholztischchen.

* * *

Das junge Paar hatte sich inzwischen im Garten ergangen. Immer höher stiegen sie. Denn die Villa lag auf einer Anhöhe.

An der Kuppe des Hügels war ein Lusthäuschen errichtet. Man übersah die schmale Straße der Sommerfrische, die sich in einer Schlucht hinzog, an ihren Wänden emporklomm. Höhere Gipfel, ganz bewaldet, standen ins Blau.

Eine Lücke schied das Örtchen von der Stadt. Auf der Straße war ein starker Verkehr von allerhand Fuhrwerk, von zahlreichen Ausflüglern, die nun, zu Einbruch der Dämmerung, hastig heimwärts strebten. Schon begannen sich unzählige Lichter zu entzünden und zu einem Flammenkreis zusammen zu schließen.

Die beiden saßen nieder. Es war im Grund ein schönes Paar. Denn er war über Mittelgröße; durchaus blond und kräftig, aber schon mit einem Ansatz von Fülle, und die ersten grauen Haare drangen vor. Sie war sehr schmächtig und zierlich. Ein ungewisser Hoch-

mut lag um ihren Mund. Ihn zeigen Mädchen, die wissend zu werden beginnen. Wunderschön und ganz ohne Tadel waren ihre Hände. Sie trug keinen Ring an ihnen. Wunderschön und nachtschwarz war ihr Haar.

Es war eine gewisse Befangenheit in beiden. Denn er kämpfte mit sich, um zu einem Entschlusse zu gelangen, der ihm aus allerhand Gründen nicht leicht fiel.

Sie aber hatte Andeutungen vernommen, von der Art, wie sie ein Mädchen immer versteht. Eines aber gab ihr eine Sicherheit: wie ihre Entscheidung immer fallen würde und so sehr ihre Mutter diese Verbindung, der sie selber nicht abgeneigt war, wünschen mochte, sie war vollkommen Herrin ihrer selbst und gewiß, für ihren Entschluß unangefochten zu bleiben.

Es war sehr still um die beiden. Nur manchmal ging ein Windhauch und ließ die Föhrennadeln knistern und kritzen. Vor ihnen, ohne Regung, wie in Stein gehauen, lag ein gewaltiger Bernhardiner, das schöne Haupt

wachsam erhoben. Über der Ferne lag's weißlich von Nebel. Die Sterne aber blinkten sehr hell.

Zu beiden sprach der Frühling, der seinen grünen Mantel eben über diese Höhen geworfen hatte — eindringlicher zum Mann, stärker zu den unberührten Sinnen des Mädchens, das ihn in sich selber rumoren fühlte.

Der Direktor war vom raschen Steigen etwas außer Atem gekommen. Denn sie waren das letzte Stückchen Wegs förmlich gelaufen. Auch ihr Herz schlug ungestümer. Aber das war aus einem anderen Grunde. Denn noch war ihr rasche Bewegung, bis zur Erschöpfung, ein Bedürfnis.

„Es ist schön hier," begann er endlich.

„Finden Sie?"

„Gefällt's Ihnen denn nicht, Fräulein Heddy?"

„Ich weiß nicht," kam es sehr einfach zurück.

„Aber Sie sagten mir doch, hier säßen Sie am liebsten."

„Muß es deshalb auch schön sein?“

Er überflog sie mit einem raschen, heißen Blick. Wie stimmte da alles, war ganz persönlich, wie sie es tragen mußte, wie vielleicht nur sie es tragen durfte! „Ich denke, Sie haben Geschmack.“

Sie neigte mit einer Gebärde voll hübschen Stolzes das Haupt: „Es freut mich, daß Sie das finden. Es gefällt mir hier wirklich. Es ist hier einsam. Aber, ich habe nur einige Schritte, und ich bin bei den Menschen, zu denen ich gehöre. Sie dürfen nicht lachen. Aber man spürt das Leben und es hält doch hübsch Distanz. Das scheint mir das Rechte — sich alles nur so weit nahe kommen lassen, wie es mir gerade paßt.“ Und sie lachte ihr sehr helles Lachen voll einer unverkümmerten Jugend.

„Das wird nicht immer und nicht in allen Fällen gehen, Fräulein Heddy!“

„Ist schon möglich, Herr Direktor. Aber ich möcht' es doch erst probieren und darauf ankommen lassen.“

Er wurde ernst, und so sah sie ihn eigentlich am liebsten. Denn er hatte alsdann etwas wirklich Bedeutendes an sich, und man merkte, daß er manches mit sich und mit der Welt abgetan. Ein ander Gesicht hatt' er in solchen Augenblicken, mußte sie denken. Eines, vor dem man sich fürchten mußte und das zu erhellen man manches täte. „Es ist das ein sonderbarer Quietismus, Fräulein Heddy," sprach er.... „Und er leuchtet mir nicht ganz ein."

„Das hab' ich ja auch nicht begehrt."

„Und ich könnt' ihn auch durchaus nicht teilen."

„Das verstehe ich ja ganz gut, Herr Direktor."

Er entzündete sich eine Cigarre. „Sie erlauben, Fräulein?" Und er begann ernsthaft, nicht ohne Gewichtigkeit:

„Sie müssen mich verstehen, Fräulein Heddy. Denn mir liegt viel, kann sein alles daran, daß Sie mich verstehen."

Sie lächelte: „Ich werde mich bemühen."

„Was Sie sich denken, das ist romantisch.

Das sind die Frauen mit himmelblauen Schleppmänteln und mit Händchen, die zu nichts gut sind, als die Kleinodien zu empfangen, die ihnen der Ritter heimbringt. Nicht einmal dazu, einen Verband aufzulegen, wenn er einen Hieb abbekömmt. Denn dazu sind wir zu nervös, zu wehleidig, zu ekel. Und es geht ohne Wunden nicht ab: denn wer was erobern will, muß kämpfen."

„Kann sein," entgegnete sie. „Aber muß ich zuschaun dabei? Sehen Sie, Herr Direktor, unser Nachbar hat zwei Buben. Reizende Kerlchen, sag' ich Ihnen und zum Fressen lieb. Gestern kommen sie ins Raufen. Abscheulich, sag' ich Ihnen, wie sie sich in die Haare gefahren sind und die allerliebsten Gesichter ganz rot vor Wut und ganz verzerrt. Als wollten sie einander ermorden, nicht anders, und es sind doch leibliche Geschwister, und sie teilen sonst jeden Bissen miteinander. Muß mir das gefallen? Ich will nichts von diesen Häßlichkeiten des Lebens wissen."

„Dann werden Sie es nie verstehen.“

Sie zuckte ohne jede Entgegnung sehr gelassen die Schultern.

„Sie sprechen wie eine, die für sich den Tag wünscht. Den vollen, reinen Tag. Und die anderen mögen alle immerhin in der Nacht sein und bleiben.“

„Alle nicht,“ gab sie ehrlich zurück.

„Es ist aber etwas zwischen Tag und Nacht gesetzt. Etwas, das sie verbindet und das schöner ist, als sie beide: die Dämmerung.“

„Der Tag ist zum Genießen, gut. Die Nacht ist auch zum Genießen oder zum Ruhen, gut. Die Dämmerung aber?“

„Sehen Sie, Fräulein Heddy. Sie sind ein Sonnenkind. Sie haben eigentlich keinen Wunsch gekannt. Mir ist alles geworden, was sich ein Mensch nur wünscht. Aber nicht leicht und eines steht mir immer noch aus. Ich bin lange, sehr lange im Dunkeln gewesen. Und dann ist endlich eine Stunde gekommen — da hab' ich tief geatmet, und meine Brust ist

weiter geworden, wie von einer merkwürdigen Erquickung und Stärkung, und ich habe gespürt — es dämmert. Interessiert Sie das, Fräulein Heddy?"

„Ja, ja!" hauchte sie.

„Und alles hat seine eigene Musik. Der Tag hat sie mit seinen tausend Geräuschen, die so durcheinander klingen und verwirren und stacheln. Denn sie vereinigen sich sämtlich zum Ruf zur Arbeit und zur Mahnung dazu. Und auch die Nacht hat ihre tausend Stimmen, und sie dringen auf uns ein und rauben uns den Schlaf. In der Dämmerung aber begegnen sie einander und dämpfen sich gegenseitig, und es ist eine süße Ruhe und eine ganz heimliche und sordinierte Weise voll Beruhigung. Da hört man, was in uns ist und was aufwächst in uns. Das sind die Stimmen der Dämmerung."

„Sie müssen schön sein."

„Ja, sie sind schön und feierlich. Und sehen Sie, Fräulein, wem die ganze Nacht unfriedlich vorübergeht, der erwartet voll Sehnsucht, bis

es grauen will, und er weiß bei sich: dann kommt ihm der Schlaf mindestens für so lang, daß er nicht ganz ohne Erquickung und Rast in den Tag hinein geht. Und wieder, wer am Tag sich abgequält hat, der ersehnt den Abend. Dann wird er sich seiner selbst besinnen, abklingen lassen, was zu grell war, und seine Ruhe vorbereiten, indem er den Stimmen der Dämmerung horcht. Wollen Sie denen Ihr Ohr leihen, Fräulein?"

„Stimmen der Dämmerung? Das klingt so mystisch."

„Es ist auch ein Mysterium. Der Mensch ist erst dann vollkommen, wenn er ihnen horchen gelernt hat. Erst dann versteht er den Tag und seine Helle und die vielen Labsale der Nacht. Wollen Sie an meiner Hand niedersteigen in die Dämmerung und ihre Stimmen behorchen lernen?" Er haschte ihre Hand.

Sie ließ sie ihm, aber ohne jede Regung. „Ich weiß nicht. Ich bin wohl noch zu jung

dafür. Mir genügen noch Tag und Nacht. Jedes für sich und wie es ist."

„Wollen Sie nicht, Fräulein Heddy?"

Es überlief sie bei diesen gehauchten Worten. Ein Frösteln kroch in ihr auf, unnennbar, aber lähmend: „Nein, nein", und ihre Stimme klang spitz, wie Kinderstimmchen, „ich fürchte mich davor. Ich mag das nicht."

Ein Glöckchen klang. Die Teestunde war gekommen. Nebeneinander, aber ohne ein Wort, gingen sie dem Hause zu; hinter ihnen, die Rute hoch, mit wiegendem Haupt, der Bernhardiner. Kein Wort sprachen sie im Abstieg.

Das Haus war sehr hell und gemütlich. Man trank gemeinsam den Tee und sprach allerhand Gleichgültiges. Der Direktor empfahl sich. Er lehnte ab, sich einen Wagen kommen zu lassen. Lange hielt er Heddys Hand, ehe er einsam seinen Weg ging.

Die Frau wendete sich mit einer heftigen Bewegung: „Hat sich der Direktor endlich erklärt?"

„So halb und halb. Aber ich weiß nicht, ob ich ihn verstanden habe. Er sprach wunderlich. Von Dämmerungen, die ich mit ihm teilen soll.“

„Und du?“

„Ich weiß nichts. Mir ist nur bang gewesen.“ Und sie stützte den Kopf müde in die Hand. Ein Fenster stand offen; und ihr war, als wehe ein banger, gezogener Laut zu ihr — eine jener Stimmen der Dämmerung, in die sie nicht niedersteigen wollte und vor denen sie erschauerte....

Ganz vereinsamt lag das stille Haus; endlos, einförmig und grau umfing die Ebene seine Mauern. Hart an seiner Schwelle aber floß der Strom; breite, träge Wellen wälzte er in stetem Rauschen vorüber. An einem Weidenstamme vertaut lag ein längst vermorschter Kahn, und nur wenige Schritte landeinwärts war der unheimlichste Ort der weitesten Runde. Ein mäßiges Viereck, schlecht umfriedet und mit eingesunkenen Grabhügeln ohne Kreuz, Mal noch Inschrift übersäet. Das war der Friedhof der Namenlosen, die Stätte, wo die Toten der Donau ihre letzte Ruhe fanden, wenn sie der Strom, seines Spielzeugs müde, wieder ausgeworfen hatte. Nahe der Hauptstadt ist diese Stelle, und doch umfing ein Bann der Vereinsamung und der

Verödung dieses Gestade und die ärmliche Behausung, die sich daran erhob.

Tage mochten vergehen, ohne daß sich ihr ein Mensch näherte, Wochen, ohne daß ein Gruß oder ein holdes Wort in den Ohren ihrer Bewohner klang. Man scheute den Alten, der hier verdüstert dahinlebte, und seltsame Sagen liefen um, seine Gemiedenheit erklärend. Früh war sein Weib gestorben; niemand wußte, was die Junge, Lebensfrohe so plötzlich fortgenommen hatte. Ein Töchterlein war ihm geblieben, an dem er unendlich hing; aber seine Liebe hatte nichts Versöhnendes, sie war rauh und ausschließend. Er war ein Fischer; aber fast nie sah man sein Boot des Tages die Wellen durchschneiden, im Abenddämmern fuhr er aus, um erst bei grauendem Morgen mit leeren Netzen heimzukehren. Kein Sturm des Spätherbstes hielt ihn zurück; ja mehr, in wetterschweren Nächten war er am sichersten auf dem Strome. Und doch mangelte nichts in seinem Hause; besseren Hausrat barg es

als die meisten anderen, und selbst ein gewisser Überfluß war darinnen. Wenn er einmal — es kam selten genug vor — mit seinem Töchterlein zur Kirche schritt, dann stand er trotzig und wohlgekleidet hart am Eingange, und das Kind trug gar wunderlich reiche Kleider. Um seinen Hals schlang sich reichlicher Schmuck, nicht selten leuchteten Edelsteine an seinem schönen Leibe. Aber niemand grüßte die beiden, keine Gespielin, keinen Freund hatte das Mädchen; und einer raunte es dem andern zu, es sei der Schmuck der Toten, freiwillig aus dem Leben Geschiedenen, womit der Vater die Kleine aufputzte. Und so schön sie auch war, niemand warb auch nur heimlich um die Tochter des Fischers.

Wenig mochte das diese beiden kränken, die in- und mit- einander ihr Genüge fanden. Der Vater war selig, wenn er seinem Liebling einen stillen Wunsch erfüllen konnte, und es tat ihm weh, daß sich so selten Gelegenheit dazu bot. Allzu wunschlos lebte das Mädchen.

Ihn aber erfüllte die Schönheit der Tochter mit stolzer Freude; was diese irgend erhöhen konnte, trug er herzu. Und doch war ihre Lieblichkeit nicht von jener Art, die das Herz erfreut; etwas Verschleiertes lag darin. Unendlich anmutig waren die Bewegungen des zierlichen Körpers, kaum konnte er sich an ihnen satt sehen. Kam er früh morgens heim, dann lag sie gewöhnlich im ersten Schlummer; seinen Schritt dämpfend, setzte er sich zum Bette, beobachtete sie und vertiefte sich in die Züge des holden, verträumt süßen Gesichtes. Die erste Regung bespähte er, den ersten Aufschlag der Augen, die, wandelbar in ihrer Farbe, so tief unter ernsten Brauen lagen. Und doch überkam ihn dabei nur zu oft ein Ahnen nahen Verlustes; etwas Glückloses lag um den Mund, etwas Gedämpftes, der Trauer und des Leidens Frohes im Blicke. So wenig er sein Kind jemals hatte lachen hören, so wenig hatte er auch nur einmal ein volles Aufleuchten der Augen gewahren können. Wie die

aber glänzen konnten, das wußte nur eine. Nur die Nacht kannte die ganze, volle Schönheit der kleinen Gabi.

Diese liebte sie; ihre Seele war des Dunkels froh und der Einsamkeit. Früher hatte sie ihrer Neigung nicht recht nachleben dürfen, und schon darum war ihr der Gang zur Schule verhaßt gewesen, zum Dorfe, das ihr so ferne um Fabriken zusammengeschmiegt lag, aus deren Schloten unablässig ein häßlicher Rauch dampfte. Auch hatte sie schlecht gelernt; zu träumerisch, zu unaufmerksam war sie gewesen und allzu schwer von Begriffen. Nur mühselig faßte sie etwas, um es doch rasch wieder zu vergessen; selten, dann aber mit befremdlicher Raschheit, kam ihr ein neuer Gedanke, alle früheren auslöschend und zurückdrängend. So war sie recht eigentlich unbeständig und kaum eines tieferen Empfindens fähig; nur drei Dinge wurden ihr immer werter, je mehr sie erblühte: der Schmuck, denn er erhöhte ihre Reize, deren vollen Wert sie die blinde Be-

wunderung des Vaters bald kennen lehrte; der Strom, an dessen Ufern sich so hold träumen ließ; die Nacht endlich, die alles in ihr weckte, was bis dahin dumpf und traumbefangen gewesen. Brach diese heran, dann verließ Gabi die Hütte. Zu einödig war es darin, das Raunen des Nachtwindes sprach ihr zu laut zum Herzen, als daß sie hätte schlafen können. Ihr Vater war seinem lichtscheuen Gewerbe nachgezogen; sie aber saß am Gestade nieder, unter dem Weidenbaume, an dessen vor Alter geschwärztem und geborstenem Stamme sonst der Kahn befestigt war. Das leise Wehen zog stromabwärts; kühl spielte es ihr um die Schläfe und mit ihrem blonden, leicht gewellten Haare, das ihr eigensinnig in die Stirne fiel und das ihr Vater so gerne daraus zurückstrich. Sie aber horchte und schaute. Ein Käuzlein flog ihr mit leisem Fittig und klagendem Schrei vorüber; aus einer der Auen stand ein Nachtreiher auf und strich schweren Flügelschlages und heiseren Rufes durch die Luft,

und der Strom sang seine ewige Weise, die Herzen erweitert und mit seiner eigenen Unruhe erfüllt. Manchmal kam ein Dampfer; seine Räder schlugen das Wasser, oder wenn er Wien zufuhr, klang das eintönige Rasseln der Kette, aus der Ferne verhallend, an ihr Ohr. Oder die Nebel schlangen sich ums Gestade, nahmen Formen und Gestalten an, daß Gabi sie flüstern zu hören meinte oder bekannte Züge, etwa den gespenstigen Nachtmahr, darin zu erblicken glaubte. Die schönsten Stunden ihres Lebens waren es, die sie hier verdämmerte.

Dabei aber lebte noch ein eigentümliches Sehnen in ihr. Verwöhnt, empfand sie doppelt hart, daß der Vater ihr diesen Wunsch beharrlich weigerte. Noch hatte sie keine Nacht auf dem Rücken der Donau verbringen dürfen, so schön sie sich das auch ausmalte. Und dann war sie Weib, und eine lüsterne Neugierde quälte sie. Was mochte es sein, das ihr Vater allnächtlich auf den Fluten trieb? So-

weit sie einem Menschen gut sein konnte, war sie es ihm. Warum verhüllte er sich vor ihr, warum verwehrte er ihr Einblick in das, was er tat?

Eine dumpfe Erinnerung war ihr aus den Kindertagen geblieben; damals hatte ihr ein neidiges Mädchen ein hartes Wort zugerufen; mit jener Grausamkeit, wie sie nur Kinder besitzen, hatte es ihren Vater geschmäht. Wie dieses Schmähwort gelautet, des konnte sich Gabi nicht mehr entsinnen, so sehr sie auch ihr Gedächtnis abquälte. Aber es war sehr schlimm gewesen und hatte sie doppelt getroffen, weil es mit ihrem eigenen Empfinden zusammengeklungen. Wohl hatte sie sich damals achselzuckend gewendet, und doch verfolgte sie das Gedenken daran all die Jahre her, und das Verlangen übermeisterte sie, einmal Zeugin einer solchen nächtlichen Fahrt werden zu dürfen.

Oft und oft drang sie bittend in den Alten. Und ihr Flehen war nicht ungestüm aufdringlich; verhalten, sehnsüchtig war es und darum

doppelt bezwingend. Immer schlug er es ihr ab; aber mit jedenmale war auch sein Nein schwächer. Er ertrug es nicht, sein Herzenskind trübsinnig werden zu sehen; die immer fahlere Blässe seiner Wangen schnitt ihm in die Seele. Und eines Abends sagte er schwer: „Ich hab' dir's hehlen wollen. Du hast's erzwungen, merk dir das. Und nun komm." Er faßte sein Ruder.

Beide traten hinaus in die sinkende Nacht, die reglos und überaus dunkel war. Sie bestiegen den Kahn und stießen ab. Auf die leise verrinnende Flut fielen zwei Schatten: der riesenhafte des Fischers und der von Gabis zierlicher Gestalt. So stille war es, daß des Mädchens feines Ohr das Seil durch das Wasser nachschleifen hörte. Langsam glitten sie stromabwärts, bis dorthin, wo der Strom einen Bug macht und seine Wellen sachter strömen. Hier wendete der Alte und fuhr unablässig mit starken Ruderstreichen in die Kehre; sein Netz hatte er ausgeworfen, und die Gewässer

rauschten mächtig an die Bordwand des Nachens. Mit gespannter Aufmerksamkeit spähte der Vater in die Tiefen; Stunden verrannen so in atemloser Erwartung.

Plötzlich durchzuckte es Gabi, der Vater hatte sich erhoben und zog an den Schnüren des Netzes. Langsam tauchte es auf, in seinen Falten brachte es etwas mit. Gabi erschrak. Eine schöne Frau kam mit herauf, mit aller Anstrengung hob sie der Fischer in den Kahn. Das reiche blonde Haar war gelöst und umklebte häßlich die Glieder; das seidenstarrende Kleid umschloß enge den Leib. Die Augen waren offen. Ein goldener Reif, von Juwelen leuchtend, spannte sich um den Oberarm, in den Ohren, an den Fingern glitzerte Geschmeide. Behutsam löste es der Alte. Vor Gabis Seele aber war alles versunken, wie sie so dasaß und dem Tode in das verglaste Auge sah. Ein neuer Gedanke hatte sich ihr sieghaft aufgedrängt, während sie mit verlangender Seele das Besitztum und den Schmuck der Leiche

prüfte. Von oberhalb des Stromes war die gekommen, aus jener Stadt, die der Vater immer wieder aufsuchte, ohne daß er sie jemals hätte mitnehmen wollen. Was mußte dort für ein herrliches Leben sein, wenn selbst die, welche aus eigenem Entschlusse daraus schieden, noch über solchen Glanz verfügen konnten! Wie arm war ihr vielgeneidetes Besitztum daneben, wie hart ihr Vater, der ihr nur die Abfälle heimbrachte, das Beste vorenthielt! Ein Groll gegen diesen überkam sie, mit ihm aber auch ein Vorsatz, ihr selbst noch nicht ganz hell, doch unerschütterlich, wie sie deutlich empfand.

Nie mehr begehrte sie von nun an, mitgenommen zu werden. Aber vom ersten Dunkel bis zur ersten Frühe hielt sie fortab Wache an der Schwelle der Hütte; nur daß sie immer stromaufwärts spähte, bange, erwartend, als müsse von dort ein Heil kommen. Wetterahnende Nächte liebte sie vornehmlich; ringsum drohten die Wolken, und ein eigenes Leuchten

2*

hing oft in ihnen, nur ihrem scharfen, die Finsternis bezwingenden Auge erkennbar: der Abglanz der fernen, verlockenden Weltstadt. Häufig hatte sie der Vater früher scherzhaft sein Nachtkind genannt; nun denn, wie den Nachtfalter das Licht anzieht, so strebten alle Sinne des Nachtkindes diesem ungewissen Scheine zu. Sie zählte die Tage; bis zu welchem Ziele, das wußte sie nicht. Aber dies eine empfand sie: das neueste Begehren war ihr zu stark, als daß sie ihm noch länger zu widerstehen vermöchte.

Kein Gruß ward mehr ihrem Vater, fast, als hätte sie die Sprache verlernt, ging Gabi umher. Kosete er sie, dann überlief es Gabi, und ihr Blick war scheu. Die alte Angst, das Bangen vor dem Verluste aber überwältigte den Alten; täglich erwartete er das, wovor ihm graute...

Im Frühjahre war es und selbst dies arme Gestade hatte sich geschmückt, als ein Fischer an der Hütte am Strande vorbeiging. Ein

Stöhnen drang daraus; unmenschlich, wild und heiser. Neugierde zwang ihn, herzuzutreten, einen Blick durch die offene Tür zu werfen. Da lag der graue, riesenhafte Mann auf dem Boden der Stube, niedergebrochen; sein Gesicht war in eine Hand geborgen, wohl damit die lauten Rufe seines Schmerzes gedämpft würden. In der Rechten aber hielt er eine kleine, arme Puppe, wie Kinder damit zu spielen pflegen; wenn er sein Auge erhob, dann haftete es starr und voll unsäglicher Angst an dem dürftigen Spielzeug, dem letzten, was ihm von der Tochter geblieben. Eine unnennbare Qual lag über der ganzen Gestalt; so herzbeklemmend, daß der Neugierige ihren Anblick zu ertragen nicht vermochte und geängstigt und durchfröstelt floh.

Ein neues Gerücht durchzog aber das Dorf, eine frische Anklage lag auf dem sündigen Scheitel des Alten.

Lange, endlose lange Zeit verging. Keine Nachricht von der Fernen kam stromabwärts,

keine drang zu der Wohnung des Einsamen. Wohl wußte man von ihr zu erzählen, doch so wenig hold diese Berichte waren, so wenig waren sie sicher. Immer gemiedener ward die Hütte. Früher war der Alte doch ab und zu des Tages ausgefahren, wenn auch nur, um den Schein eines ehrlichen Handwerkes zu wahren. Das hatte aufgehört; doch allnächtig war er auf dem Strome, bis das Eis des Winters ihm die Ausfahrt wehrte. Dann durchmaß er ruhelos das Gestade und entsetzliche Angst schien ihn zu peinigen. In sich brach er so zusammen, auf den Fluten aber war er immer noch der Kräftigste, und niemand meisterte sein Ruder besser als er. In die Stadt aber kam er nie mehr.

Also kam ein Winter heran. Frühzeitig war er erschienen, schon um die Mitte des November trieben die ersten Schollen stromabwärts. Eine Nacht brach ein, so wüst und durchstürmt, daß sich der Alte nicht auf die Wellen hinauswagte. Er zog sich in seine Stube

zurück; aber ein Erinnern ward in ihm wach, lebendiger als alle die Tage her. Er suchte den Schlummer, der sich ihm entzog; zu heftig rüttelte der Wind an den Pfosten der Hütte, und es war ihm plötzlich, als klänge ein Rufen darinnen. Ein zweitesmal dann ertönte es, dann wurde es stille, nur sein Herz hämmerte immer gewaltiger. Dann erdröhnte ein Schrei, so gellend und todesschaurig und doch so bekannt. Es zwang ihn vom Bette; gegen die Tür stemmte sich der Sturm, er stieß sie auf und trat ins Freie.

Die Nebel jagten sich und verschleierten den Strom und seine Ufer, daß das Bild in ein einförmiges Grau verrann. Die Flut schimmerte unter ihm; wie lichte Pünktchen erglänzte das Treibeis. „Wie Frauenleiber," flüsterte er vor sich. Er wußte nicht warum, aber behutsam schob er seinen Kahn hinaus in das Drängen. Vorsichtig steuerte er ihn durch das Treiben; gleichmäßig und gefügig wie ein Werkzeug arbeitete seine Hand, und nichts lebte an dem

Manne als das Auge, das flammend die Finsternis durchmusterte. Die morschen Planken des Nachens ächzten; so gewaltigem Ansturme waren sie schwer mehr gewachsen. Ihn focht es nicht an. Er arbeitete weiter, bis er das Boot im Freien hatte, es sachte abwärts schwimmen lassen konnte und sich wiederum dort befand, wo er damals mit seinem Kinde gewesen — zwischen einer Au, dem Friedhofe der Namenlosen gegenüber.

Willenlos löste er das Netz. So bange war ihm wie noch nie, da er es niedergleiten ließ. Fast im selben Augenblicke verfing sich etwas darin. Ein jähes Entsetzen überkam ihn lähmend; seine Glieder zitterten, der Sturm stieß immer ungestümer an das Boot. Er zog; wie Verdammten sein mag, so war ihm. So langsam ging es aufwärts, so unendlich schwer; Eisschollen kamen, dann tauchte etwas auf: mit vorgequollenen Augen stierte er auf das Haupt, das aus dem Wasser zum Vorschein kam. Es war das süße Gesicht! Aber

nicht wie es ihn verlassen hatte, wie er sie in seinen Träumen gesehen, kam ihm Gabi zurück. Das Ruder war aus dem Boote geschleudert worden — er gewahrte es nicht. Langsam, unendlich zart, wie es nur eine Mutter vermöchte, hob er die Tote aus der Flut. Sie war immer noch schön — und doch, während er den nassen Scheitel auf seinen Knieen bettete, konnte er kaum hinsehen. Aber auch keine Träne kam ihm. Dann versank er in Betrachtung. Den fremden Zug um ihren Mund hätte er so gerne fortgehabt! Er wischte mit lindem Finger darüber hin, als müsse er weichen; gewohnheitsmäßig löste er ihr Geschmeide.

Ein starkes Eisstück stieß an die Bootswand; ächzend klaffte ein Brett und ein dünner Strahl Wassers drang ein. Er kümmerte sich nicht darum. Ein neuer Windstoß setzte ein und ließ den Kahn sich wirbelnd drehen — er achtete es nicht. In sich vertieft saß er da. Der Sturm wuchs an, neue Sturzwellen drangen in den Nachen; ihm galt es gleich. In trost-

losem Leid, mit trockenem Auge saß er da, und während die Nebel, niedersteigend und immer dichter werdend, ihn umhüllten, trieben das tote Kind und der todgeweihte Vater rasch und immer rascher im langsam versinkenden Fahrzeuge stromabwärts.

PETRI HAHN

Ein Gewalthaufen war hinter dem großen Heereszug zurückgeblieben, der sich bedächtig gen Welschland schob. Er harrte der Befehle, die ihn in Eilmärschen zu Seiner kaiserlichen Majestät Standarten rufen würden.

Es war damals eine gute Zeit für das fromme Volk der Landsknechte. Tüchtige Männer stunden hoch im Preise. Und es war auch in Freundesland manches gestattet, was man zu friedlicheren und milderen Zeiten kaum vor dem Feinde praktieren durfte.

In lässigen Märschen, sonder alles Eilen, durchzogen sie die gestreckte Ebene. Denn die Wege waren noch sehr übel und durchgeweicht von den endlosen Schneestürmen des Winters, der sich wohl schon zurückzuziehen begann, aber gleich einem Fähnlein tapferer und eisgrauer

Schweizer. Sie scheinen geschlagen und man weiß dennoch nie, ob sie nicht in einem unbewachten Augenblick und grimmig anfallend in die gelockerten Glieder einbrechen werden.

Da und dort, nach Laune oder Müdigkeit, machte man Rasten. Es war keinerlei Vorsicht vonnöten, denn von nirgends her drohte eine Gefahr. Man steckte das Lager aus, und wenn die Wachen sich lieber in den belebten Gassen umtrieben, statt sich einsam gleich stelzbeinigen Störchen auf ihren Spieß zu lehnen und zu langweilen, so hatte das nichts auf sich, und kein Hauptmann schalt und kein Profoß bekam darum zu tun. Denn allen klang das Geld im Säckel.

So rollten die Schelmenbeine unablässig. Und die Steckenknechte fluchten das Blaue vom Himmel herunter, daß es wahrhaftig kein Wunder war, wenn er grau und grämlich und ewigen Regen drohend auf das Lager niedersah. Denn ein unendlicher Troß hatte sich dem Zuge angeschlossen, gierig nach Beute. Er

schwoll mit jedem Marschtag. Und es war keine kleine Mühe, da Zucht und Ordnung zu halten und all das Gesindlein mit derben Worten und mit grimmigen Streichen dazu zu verhalten, daß es sich mindestens einigermaßen den Lagerartikeln und den Kriegsbräuchen füge. Tagsüber ging's. Zu Abend aber fluteten Troß und Kriegsknechte in eines, und ein wüstes Leben hub an, über das sich, zumal in der Charwoche, alle Heiligen entsetzen mochten.

Auch der alte Petrus Rubensack mißbilligte dieses Treiben sehr. Das machte, er war nicht mehr jung genug, um da mitzuhalten. Er trottete eigentlich nur noch aus Gewohnheit und weil er mit sich nichts Rechtes anzufangen wußte mit in diese Affäre. Die Lockungen der Dirnlein, die sich hübsch und zutunlich genug auch an ihn machten, dieweil sie in seinem Säckel einen guten Batzen von manchem Sturm und mancher Viktorie her witterten, von dem sie gerne etwas erschnappen gemocht, verfingen nichts mehr bei ihm. Er ward vielmehr desto

gröblicher, je zutunlicher sie sich gegen ihn nahmen. Fuhr ihm gar eine schmeichlerisch über den kahlen Schädel, über den sich von Pavia und vom Sacco di Roma, als sie dem Papst und allen Kardinälen die Säckel gefegt, noch schwere Narben zogen, so konnt' er bösartig wettern, bis sich jedes Haar seines Schnauzbartes sträubte und den Igel machte. Alsdann, einigermaßen wütend, ging er heimwärts.

Er bedurfte nämlich zeitiger Nachtruhe. Und das volle Lärmen im Lager vertrug er nicht mehr, weil er einen sehr leisen Schlummer hatte. Und so, ganz für sich, hatte er sein Hüttchen ans letzte Ende einer Gasse gestellt, an ein Wäldchen, das noch ganz kahl stand. Nur in den Ästen zeigten sich schon Knospen und etwas Grün, das es gar nicht mehr erwarten konnte nach dem endlosen Frost, guckte in die Welt. Dort hauste er mit seinem Hahn, dessen Rufen ihn mahnen mußte, es wolle tagen und es sei Zeit, sich zum Aufbruch zu rüsten. Im währenden Marsche aber saß der

Gockel ernsthaft auf Petris Schulter, und man fand, Gockel und Herr ähnelten an Würde einander. Denn auch Petrus stieg steifbeinig einher, weil ihm in den Beinen die Gicht saß. Und darum hatt' er auch seine Hütte wohnlicher hergerichtet als einer. Er behing sie mit feinem Tuch, das er einmal irgendwo mit seinem guten Spieß abgemessen, machte sich sein Lager weich und warm zurecht und hielt sein beweglich Haus im stande, so gut es ging. Auch das Bild des heiligen Michael, als des Schirmherrn der Landsknechte, und des heiligen Sebastian, der gut ist gegen den unversehenen Tod, fehlte niemals in seiner frommen und geschützten Ecke.

An jenem Charsamstag aber war zu Abend das Lager völlig toll. Denn es war endlich Ordre eingetroffen zum schleunigen und gedeckten Vormarsch. Und die Lebenslust in ihnen allen war desto unbändiger aufgeschäumt, als sie nun nicht mehr wußten, wie lange zu leben ihnen noch vergönnt sein werde, wie lange noch jede

Zuchtlosigkeit erlaubt sei. Noch zeitiger als sonst, dies Treiben als sündhaftes Spiel mit Teufel und Verdammnis mißbilligend, war Petrus heim und zu seiner Ruhe.

Er fand sie aber nicht. Zu wüst rumorte es im Lager, und der nahe Wald ächzte und sang vernehmlich im Frühlingswind, der über die Ebene in schnaubenden Stößen atmete. Und noch eines verstörte ihn: es war, als kratze etwas immer eindringlicher an seiner Tür, die er verschlossen hatte, und winselte, wie ein junges Hündchen, das Einlaß fordert. Der Hahn sträubte sein Gefieder und Petrus, ärgerlich, daß er nicht einmal vor einem anstrengenden Marsch seine Ruhe finden solle, nahm einen Brand und tat auf. Und augenblicklich und so schnell, daß er nicht einmal ausnehmen konnte, was es war, geduckt in sich, wischte etwas in seine Hütte.

„Es wird sich wohl ruhig verhalten oder ich tret's tot," dachte sich Petrus und blies seinen Kienspan aus. Nur das Feuerlein, das

er gegen die Kühle und die Feuchte der Nacht immer unterhielt, glomm.

Es schwieg aber nicht. Vielmehr drang aus der Feuerecke ein bewegliches Schluchzen.

Er stand abermals unwirsch auf. Das konnte nämlich kein Hund sein. In sich zusammengekauert saß ein Mägdlein da; noch völlig Kind, mit flächsernen Haaren, die ihm tief ins Gesicht hingen, und mit sehr ernsten, blauen und verschlafenen Augen.

„Was willst du da?" fuhr er es an.

Sie rieb sich die Fußsohlen: „Die Füß' tun mir so weh."

„Ja — aber was willst du da?"

„Und ich bin so müde," antwortete sie.

„Daß dich der Donner schänd'! So geh schlafen."

„Ja — aber wohin denn?"

Das Wort traf ihn mit eigener Gewalt. Alsdann: „Zu den Weibern."

„Mag ich nicht," entgegnete sie müde, singend und schläfrig.

3*

„Und warum nicht?"

„Weil sie mich immer schlagen. Und weil's mich friert."

„Und welcher Dirn gehörst denn?"

„Keiner."

„Ja, wie kommst denn her?"

„Weiß ich nicht. Bin halt einmal mitgelaufen mit den Kindern und hinter den Zinkenisten. Und nun bin ich da, und keine mag mich, und sie schlagen nach mir, wo sie können, und schmeißen mich in den nassen Graben und lassen mich hungern."

„Aber hier kannst nicht bleiben."

Sie sah sich prüfend um, dann mit einem vertrauenden Blick zu ihm auf: „Und warum nicht?"

Wieder so ein Wort. „Es geht nicht. Was soll ich mit dir?"

„Wenn ich aber möcht'? Es gefällt mir da."

Er wurde zornig. „Nun aber sieh, wo du bleibst und mach fort."

Sie erhob sich ohne Widerrede. Nur ganz jammervoll sah sie ihn an und humpelte müh-

selig die wenigen Schritte, und es wurde Herrn Rubensack ganz weich und wehmütig dabei. „So bleib," entschied er unwirsch genug. Und auf einmal fühlte er heiße Kinderlippen auf seiner Hand, die er ganz verdutzt besah, denn ihm war derlei noch nie passiert.

Es war Stille in dem Hüttchen. Sie hatte sich ausgestreckt auf den nackten Boden. Aber sie schlief nicht. Denn ihre Augen leuchteten durch das Dunkel zu ihm herüber.

„Willst du noch was?"

„Wollen möcht' ich schon. Aber ich trau' mich nicht."

„Und was möchtest denn?"

„Gute Nacht möcht ich dir sagen, wie zu Haus dem Vater."

„So tu's." Und behend wie ein Kätzchen war sie neben ihm, schmiegte sich ihm an, und der erste Kinderkuß, den er in seinem Leben empfangen, brannte auf den Lippen von Petrus Rubensack, Landsknecht in Seiner teutschen und hispanischen Majestät Heeren.

Er streichelte ihr das krause Haar und fühlte, wie die Umstrickung der weichen Arme loser und linder wurde, wie ihr Atem gleichmäßiger ging. Sie war an seiner Brust eingeschlafen.

Er ließ das Kind auf sein Lager sinken und tat sich selber daneben nieder. Aber es war wieder an kein Schlafen zu denken. Zu unruhig war der kleine Gast dafür. In beständiger Bewegung waren die Gliederchen; manchmal zwitscherte sie etwas im Schlaf. Und er mußte sich auch immer in acht nehmen, daß er ihr etwa nicht durch eine unversehene Bewegung weh täte.

Er richtete sich auf und blieb sitzen. Durch ihren Schlummer hindurch mußte sie das empfunden haben; denn sie haschte nach seiner Hand. Er ließ sie ihr; und die zuckenden, warmen Fingerchen in seiner starken Rechten taten ihm schmeichlerisch wohl und ließen keine bösen und zornigen Gedanken in ihm aufkommen. Wunderlich genug kam er sich so als Schützer verlaufener Jugend vor. Aber — was verschlug's?

Eine Nacht konnte man das wohl mitmachen. Und morgen ging's in aller Frühe weiter. Mochte sie dann sehen, was mit ihr wurde oder wo sie blieb.

Er neigte sich ihr zu, denn sie begann im Schlafe zu reden und zu stöhnen. Es waren keine Worte, die er vernehmen konnte. Offenbar ängstigte sie sich vor etwas; denn der Mnnd verzog sich weinerlich. Nun erst gewahrte er, wie hübsch sie eigentlich sein müßte, wenn man sie nur besser und säuberlich hielt. Eine weiche Anmut lag über dem Gesichtchen. Aber — was ging's ihn an? Er war nicht bestellt, der Welt Regiment zu ordnen, und es war nun einmal so — was auf der Straße geheckt war, das blieb einmal wo auf der Straße liegen. Dennoch, da ihr reiner Atem über ihn wehte, wurde ihm eigen ums Herz.

So schlichen die Stunden. Und Petrus Rubensack saß wach und mit einem sonderbaren Ingrimm da und hütete den Schlummer eines Kindes, das, wie er sich immer wieder vor-

sagte, ihn nichts, aber schon gar nichts in der Welt anging.

Überhaupt — die nichts und auch sonst niemand was. So wenig sich eins um ihn zu scheren hatte.

Er fühlte seine Glieder steif werden und wollte sich einige Schritte vergönnen. Es ging nicht. Beim leisesten Versuch, der Schlafenden seine Hand zu entziehen, fühlte er sich stärker und ängstlicher von ihr umklammert. „So ganz frei bin ich also nicht mehr," dachte er mit einem leisen Lächeln und ohne jeden Zorn. Denn sie war so hübsch im Schlaf, wie ihr die Wänglein immer röter aufblühten, daß er sie nicht um die Welt gestört hätte.

Mitternacht war vorüber. Es erklangen die Rufe der Ronden. Der Ostertag hatte begonnen...

Und am heiligen Tage mußte das Kind wieder hinaus in ein feindseliges Leben. Mußte mit nackten Füßlein laufen, die sie noch nicht recht tragen wollten, wie sie mit ihm nicht mehr

so ganz mit wollten, immer laufen, bis es endlich irgendwo liegen blieb oder zu einem Leben erwuchs, wie es ein Lagerkind eben führte. Schlimm, traurig und nicht zu ändern...

Nicht zu ändern? Das war noch nicht so ausgemacht. Herr Petrus Rubensack tat etwas, was er in langen Jahren nicht getan. Er dachte über sich nach.

Und ja — du lieber Gott — es stand nicht so viel besser mit ihm, denn mit diesem Dirnlein. Er war allerdings noch immer und aus jeder Affaire heil gekommen. Aber immer mußte dem doch nicht so sein. Und wenn ihn endlich der Morgenstern eines Schweizers oder seine Kugel vor den Kopf traf und man fegte ihm den Beutel, wie er's vordem anderen getan, so tat das am Ende nichts. Es war aber auch nicht der richtige Erbgang.

Und was hielt ihn denn hier? Die Hoffnung auf Beute? Er hatte genug, um sich wo anzukaufen und als ein seßhafter Mann still zu halten, und es war bei ihm so oft gerade

ausgegangen, daß es aller Voraussicht nach bald und ganz grimmig schief gehen mußte. Sein Eid? Aber seine Kapitulation war um, und er trottete nur so aus Gewohnheit mit, und weil er eben nichts Besseres mit sich zu beginnen gewußt. Er war, beim Eid, wie die Schweizer fluchen, alt genug, um sich was anderes zu wünschen, als den eintönigen Schlag der Trommeln, zu gliedersteif, um beim Rottenfeuer noch gelenk genug niederknien zu können, und das Holz für sein Feuerlein, das nun eben erloschen war, mußte nicht immer notwendig von fremden Zäunen gebrochen sein...

Es begann zu grauen. Sein Hahn breitete die Flügel und krähte sein Morgenlied. Einen einzigen, seinen letzten Krah tat er. Herr Rubensack griff nach ihm und drehte ihm mit einem raschen Griff den Kragen um. Mußte das Vieh das Kind wecken, das sich eben in unruhigem Schlummer umgewendet! Alsdann hing er sich ihn an den Gurt und packte ein, was sonst des Mitnehmens wert war. Den

langen Spieß nahm er in seine Rechte. Das Kleine hüllte er in seine Tücher und mit raschen Schritten und von niemandem gesehen, zog er sich in den Wald, bis dorthin, wo er sicher war, daß ihn keiner erspähen könne. Dort machte er sich sein gutes Feuer an. An seinen Spieß steckte er den Hahn, dessen er nun nicht mehr als eines Weckers bedurfte und briet ihn bedacht. Denn ihn hungerte es, und sie mußte sicher auch der Speise bedürfen, wenn sie erst wach ward.

Das Lager erwachte. Erst stieg der Rauch auf, wie sie sich das Frühmahl bereiteten. Alsdann mahnte ein starker Kartaunenschlag zum Aufbruch. Die Rotten traten zusammen, die Reihen richteten sich; die Spieße funkelten in die feuchte Frühe. Die Trommeln riefen. Voran schritt der Fähnrich und trieb mit dem wallenden Fahnentuch ein künstliches Spiel im Morgenwind. Und sich zu ermuntern, huben sie nach dem Blasen der Zinken und dem Trummen das alte Landsknechtlied an:

Wer in den Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein,
Was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Frevelein,
Ein' langen Spieß, ein' kurzen Degen;
Ein' Herren wöll'n wir suchen,
Der uns Geld und Bescheid soll geben.

Wie oft hatte Peter Rubensack das mitgesungen! Unsicher, als bei schwankenden Gliedern klang es und dann immer fester und volltöniger, je mehr mitsangen und je strammer sie Schritt hielten. Und nun, jauchzend und im gewaltigen Chorus, so mißtönig die Kehlen einzelner Sänger sein mochten:

Ei, werd' ich dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid',
So trägt man mich auf langen Spießen,
Ein Grab ist mir bereit;
So schlegt man mir den Pumerlein pum,
Der ist mir neunmal lieber,
Denn aller Pfaffen Gebrumm!

Herr Rubensack sah sie ziehen. Alsbald blickte er bald nach seinem Hahn, der sich zu

bräunen begann, oder nach dem Morgen, der neblig und rötlich aufglühte, oder nach seinem Kinde, das ruhig und lächelnd dem Auferstehungstag entgegenschlief...

STIMMEN DER DÄMMERUNG

STROMABWÄRTS

DER HERR REGIERUNGSRAT

Der Herr Regierungsrat war heimgekommen, wie jeden anderen Tag in dreißig langen Jahren. Seine Frau hatte ihn im Vorzimmer empfangen, er vertauschte den guten Straßenrock mit dem Hausgewand, und man setzte sich zu Tisch und aß, ohne eigentlich ein Wort miteinander zu reden. Denn man hatte nichts zu erzählen, in dieser Ehe, in der von Anbeginn alles am Schnürchen gegangen war, in der sich eigentlich niemals eine Aufregung begeben hatte.

Er war nicht recht bei Hunger. Auch das kam vor, wenn es im Amte gar zu viel zu tun gab. Denn er war das Muster eines Beamten: Wortkarg, ganz Pflicht, ein unermüdlicher Arbeiter. Ihm war nie etwas zu viel gewesen. Er konnte, ging es nicht anders und drängten die Rückstände, ganze Nächte zu Hause

über seinen Akten versitzen. Dadurch allein, durch seine peinlichste Gewissenhaftigkeit und seine Erfahrung in Geschäften, war er ohne Familienverbindung und ohne nennenswertes Vermögen ganz schön, wenn auch nicht eben übermäßig rasch vorwärts gekommen. Schritt vor Schritt: nicht so langsam, daß man die Geduld verliert, nicht so rasch, daß man schwindelig und übermütig wird.

Es war ganz hübsch bei ihnen, mußt' er sich denken. Alter Hausrat, aber sorgfältig geschont jedes Stück. Denn an jedem hing das Herz seiner Frau. Neues war dazu gekommen, wie eben Nachschaffungen nötig wurden oder weil die Wohnung mit dem Gedeihen der Familie und des Einkommens vergrößert ward. Alles stimmte zusammen. Es sah gewachsen, nicht zusammengestoppelt aus bei ihnen. Viel Eichen, solide Arbeit. Kein Kram, wie man ihn nun gern um sich hat.

Und schön still ging's zu. Nun ja — sie waren beide bei Jahren, und sein Weib hatte

immer gewußt, daß man einem denkenden Mann, der zu Hause seine Ruhe und seine freundliche Erholung sucht, nicht zu viel um den Kopf rumoren darf. Das scheucht doch jeden Gedanken. Die Kinder aber, die waren von Unbeginn zwischen solchen Eltern still und gesittet aufgewachsen. Nun war auch das bißchen Lärm und lautes Wesen, das sie immerhin an sich gehabt, gänzlich verklungen. Sie waren versorgt und in der Fremde. Es ging ihnen gut, und wenn sie wieder einmal für kurze Weile bei den Eltern einfielen, so freute man sich herzlich mit ihrem Kommen, ihren Erfolgen, ihren Kindern und freute sich wieder, wenn sie abreisten, und man konnte ganz den eigenen Gewohnheiten und in der schönen Stille weiter leben, die ihnen beiden nun schon Lebensbedürfnis geworden war.

An diesem Tag aber war im Herrn Regierungsrat eine eigentümliche Unruhe, die ihn zu keinem Behagen bei Tisch und an den guten Dingen darauf kommen ließ. Und, gegen

alle Gewohnheit, weil er leicht Kopfweh davon bekam, ein Glas guten Weines vergönnte er sich. Nicht davon aber leuchteten seine Augen so in Freudigkeit, daß er sich wunderte, daß seine Frau gar nichts bemerke. Ganz aber konnte er, trotz seines festen Vorsatzes, sein Geheimnis nicht bei sich behalten. Und so warf er hin: „Ich habe Urlaub genommen."

„Urlaub?" sie sah besorgt zu ihm auf. „Du siehst doch, gottlob, ganz gut aus. Fühlst du dich nicht wohl?"

Er log: „Ich bin augenblicklich müde. Und ich sehe nicht ein, warum ich mirs nicht einmal auch gut sein lassen darf. Die jungen Herren von heute machen sich's doch gar bequem."

Sie lächelte. „Du bist eben kein junger Herr. Von heute schon gar nicht," und hob die Zeitung vors Gesicht. Ein Zeichen, daß sie nach ihrer Gewohnheit ein Weilchen duseln wollte.

Er hätte sie gerne wach gehalten. Aber — so ganz durfte man auch heute nicht mit allen

Bräuchen brechen. Er nahm seine Zeitung vor und studierte sie gewissenhaft, ehe er in sein Café ging. Sie sah ihm mit ihren guten, etwas sehr farblosen Augen verwundert nach. So wunderlich geändert erschien ihr der Mann, und sie wußte nicht, woran das lag. Endlich schlug sie sich leise vor den Kopf. Er hatte sich doch den Bart stutzen lassen, ganz jugendlich, spanisch spitz, hielt sich freier als sonst und ließ im Weggehen den ehrbaren Cylinder zu Hause, den er sonst vom Herbst ab immer getragen hatte. Nein — so was! Diese Männer! Wenn man sie nur ein wenig aus dem Auge ließ, so stellten sie immer was an.

Er ging aber auch nicht nach dem Café am Ring, das er nun schon seit undenklichen Zeiten besuchte, um zwischen dem Sektionschef aus dem Kultusministerium und dem Hofrat von den Finanzen zu sitzen, schweigend und im nachdenklichen Sinnen den endlosen Carambole-Partien zuzusehen. Er spielte nicht: aber er hatte sich im Laufe der Jahre eingehendes

Verständnis dieser Kunst erworben, genoß ein angenehmes Vergnügen mit jedem schwierigen Stoß, der da glückte, eine leise Aufregung bei den sehr bescheidenen Wetten, die man auf die Spielenden riskierte. Davon hatte er nun genug. Er wendete sich mit jugendlichen Schritten und mit seinem Stock wippend einem Café in der inneren Stadt zu, wo Literaten verkehrten.

Ein Glück, ein wahres Glück, mußt' er sich denken, daß er keinem Bekannten auf dem Weg begegnete! Er wäre im stande gewesen, an einer Exzellenz ohne Gruß vorüberzugehen. So jung fühlte er sich, so sehr jung! Und war er's denn nicht? Stand er nicht im Grunde am Anfang eines ganz neuen Lebens, das er sich endlich vollkommen nach seinen Wünschen einzurichten gedachte? Dieser Urlaub war nur ein Übergang. Ein Übergang in den bleibenden Ruhestand.

Wozu sich noch weiter schinden? Für einen Menschen von seinen mäßigen Gaben gerade für den Beruf, den er der raschen, sicheren und

bequemen Versorgung halber gewählt, war er doch hoch genug gekommen, so hoch, wie er sich's wünschen konnte und wie die meisten seiner Kameraden — einige Glückskinder von ungemeinen Fähigkeiten ausgenommen. Zu leben hatten sie fortab anständig, wenn auch nicht eben üppig, und starb er vor seiner Frau — man denkt in gewissen Jahren immer derlei und fühlte man sich noch so frisch und kräftig — nun da hatte sie ihre Pension und darüber hinaus eine ganz wackere Versicherung. Die Langeweile aber, die sonst Pensionisten schreckt, die fürchtete er nicht. Denn einmal hatte er's nie so leicht gehabt, daß er vor halbem Müßiggang keine rechte Müdigkeit kannte, und dann — er wußte doch sehr genau, was er vor sich hatte und wollte ja weiter, nur nach seiner Art und seinen inneren Gesinnungen, tätig sein.

Es gefiel ihm aber gar nicht im literarischen Café. Die Herren, die da das große Wort führten, waren ihm denn doch gar zu jung und absprechend. Sie hatten sich so furchtbar

laut, daß er, der nicht ohne Absicht seinen Platz in ihrer nächsten Nähe genommen, jedes Wort verstehen mußte. Theaterklatsch, Beschimpfung der Redakteure und der Direktoren, Bramarbasieren der Schwäche. Hohn über einem jeden, der Erfolg gehabt, darunter über Leute, die ihm nach seinen altmodigen Begriffen nach Können und Wollen aller Ehren wert erschienen. Kein Wort fiel, das einen Ausblick eröffnet hätte, in die Welt oder zu ihren Geheimnissen. Da hatten sie sich in der Großstadt ein künstliches Winkelgäßchen geschaffen, darin sie sich wohl fühlten, weil sie sich völlig unbeirrt und ungerügt gehen lassen durften, ihre kindlichen, nur nicht harmlosen Spiele treiben und über diejenigen schimpfen konnten, die auf Plätzen und in vornehmeren Straßen ihr Gewerbe trieben. Nein — für diesen Scherz und diesen Umgang war er doch nicht jugendlich genug, und die ehrbare Langeweile in seinem gewohnten Lokal gefiel ihm besser, als dieser Unfug. Er ging heim.

Man aß zu Nacht. Er griff herzhaft zu. Dann das gewohnte Gespräch: der Paul hatte so lange nicht geschrieben und man ängstigte sich doch, und diese Hedi mußte nun bald ihr drittes Kind bekommen, und zur Agnes mußte man schicken, sie dürfe jetzt nicht zu den Eltern kommen, weil in der Nebenwohnung ein verdächtiger Erkrankungsfall eingetreten sei. Dann ging sie schlafen. Er aber wendete sich zu seinem Zimmer — er habe noch allerhand zu erledigen.

Mit einem starken Herzklopfen und mit heftiger Freudigkeit betrat er es. So, als müsse ihm nun und nun ein Wunder entgegenspringen und mit lachenden Augen an seinen Hals werfen: Halte mich nur und glaube...

Da standen seine Bücher. Ehrsame, juristische Werke, würdig gebunden, bequem und ihm zur Hand. Die sollten fort, verkaufen wollte er sie und sich dafür anschaffen, was ihm mehr Freude machen und fortab wichtiger für ihn sein würde; die besten modernen Werke, von denen er schon

gehört. Er mußte doch wissen, wo die Welt nun stand, da er wieder zu ihr zurückkehrte.

Aber nein — verkaufen wollte er sie doch nicht. Freilich: er hatte sie nie geliebt, die schwarzen Bändchen und die würdigen Halbfranzbände. Ein guter Teil seines Lebens war dennoch über ihnen verbracht worden, im Bemühen, sie sich anzueignen und die Formeln rasch gebrauchen zu lernen, die sie enthielten. Davon trennt man sich nicht mehr. Das hebt man auf, wie ein unschuldig Verurteilter die Handschellen als Erinnerung bewahren mag, mit denen man ihn einmal gekettet hat.

Denn so war er sich vorgekommen — alle die Jahre. Verurteilt zur Juristerei, wie ein anderer zur Zwangsarbeit. Und keine Seele durfte ahnen, wie ihm war. Vielleicht seine Frau — oder dachte auch sie, in ihm sei erstorben, was vordem so mächtig gewesen? Sprach sie nur nicht davon, um nicht etwa an eine Stelle zu drücken, die immer noch schmerzen mußte? Die Wunde brannte wie

den ersten Tag. Die wollte sich nicht schließen...

So lange, so lang hehlen müssen, was ihm das Wichtigste war und als sein Bestes erschien! Den praktischen Menschen spielen, dem nichts von Belang ist, als seine Amtsgeschäfte und ihnen dennoch mit Widerwillen und mit einer immer steigenden Abneigung nachgehen! Ein dichtender Beamter aber hätte auf jedes Weiterkommen verzichtet, dem er doch nicht entsagen wollte noch konnte, erst seiner Braut, dann seinem Weibe, endlich den Kindern zur Liebe. Er mochte nicht für einen Schwarmgeist gelten, der in den Wolken schwebt und auf dieser Erde zu nichts zu gebrauchen ist, nur zu den untergeordnetsten Geschäften.

Wie oft lag ihm ein Geständnis auf den Lippen! Wem aber sollte er offenbaren, was ihm in die Seele brannte? Seinen Vorgesetzten? Die hätten den Kopf geschüttelt über so wunderliche Gelüste, die über einen recht guten und nahrhaften Platz an der Staatskrippe hinaus

wollten. Einem aus dem Nachwuchs? Da war ihm in der ganzen Zeit nicht einer untergekommen, der eines herzhaften Vertrauens würdig gewesen wäre. Die streberten und dienerten. War einer ganz besonders geistig regsam, so führte er geheime Tabellen, in denen genau verzeichnet war, wann dieser oder jener Vordermann ins Amt getreten sei und wann er demnach „fällig" werde.

Die war er los. Er mußte sich nicht mehr bei jedem Gutachten vor jeder Wendung hüten, die verraten konnte, der „behördlich und hohen Ortes genehmigte Sprachgebrauch" sei nicht ganz nach seinem Geschmack und er meine, man könne denselben Sinn auch in gutem und nicht vorher sorgfältigst gegärbtem Deutsch ausdrücken. Die Pein war zu Ende. Zu Ende alle Komödie. Er stand an jenem Ziele, dem zu liebe er sie so lange getragen hatte und war noch rüstig genug, um mitschreiten zu können und so recht des wahren Hungers voll.

Da lag ein Aktenfaszikel — das letzte, das

er sich mit nach Hause genommen. Es mochte nur unerledigt zurückgehen. Da war ein Bogen Ministerpapier. Darauf wollte er sein Pensionsgesuch schreiben. Er setzte sich dann und begann in seiner nicht eben schönen, aber höchst sauberen Hand. Es ging nicht recht vorwärts. Immer kam ihm eine Wendung unter, die gar zu sehr nach „untertäniger Eingabe“ schmeckte, oder ein kuriales Schwänzlein schnörkelte sich durch einen Satz. Und gar zu oft mußte er denken, wie sehr sich der oder jener, dem er im Grunde seines Herzens gar keine Freude gönnte, vergnügen werde, daß der lästige und noch vollkommen dienstfähige Vordermann sich vorzeitig außer Gefecht gestellt.

Heute ging das nicht...

Er öffnete das Geheimpult seines Schreibtisches. Da lagen seine Papiere, wie er sie einmal in jener schicksalsvollen Stunde hineingetan, als es ihm klar geworden war, er müsse vorläufig verzichten, es gehe nicht an, sich ganz an die Kunst zu verlieren, wenn man müde

vom Tagewerk, abgespannt von kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten ist. Oder er sei mindestens nicht stark genug dafür.

Sorgfältig gebündelt — er war immer von großer Ordnungsliebe gewesen, lagen sie da. Immer in Zierschrift der Titel darauf. Das Papier war angebräunt. Und auch Briefe fanden sich. Die hatten ihm die maßgebenden Männer seiner Zeit geschrieben, an die er sich bescheiden nach seiner Art um Rat und Urteil gewendet. Allenthalben war ein Ton herzlicher Anerkennung einer eigentümlichen Begabung, einer Aufmunterung zu rüstigem Streben. Wie manches gute Wort, das ihn damals erquickt, klang nun schon über einem Grabe herüber...

Er las in seinen Gedichten. Nun — sie gingen, obzwar etwas viel Überschwang in ihnen rumorte. Er nahm seinen Tragödienplan vor, um den er damals mit seinem heißesten Bemühen gerungen. Etwas viel Grillparzer, schien ihm. Und dennoch, es lag Kraft darin. Und wie er immer weiter hineinkam, so wehte ihm der

Hauch seiner eigenen Jugend entgegen, und einmal fuhr er erschreckt auf. Es war ihm, als sähe ihm im Lesen ein blonder Kopf mit nachdenklichen Augen über die Schulter. Was einem doch in der Aufregung für Gesichter kommen! Er lächelte und fuhr sich mit der Hand durch das graue und stark gelichtete Haupthaar und wiegte bedenklich den Kopf.

Er wollte schreiben.

Viel hatte er sich von dieser Stunde verhofft. Es werde vorstürzen, wie eine lang gestaute Flut vorstürzt, wenn der Schütze der Schleuse aufgezogen ist. Denn er hatte sich doch auf diese Stunde gefreut, wie auf nichts in seinem ganzen Leben.

Alle Gestalten standen doch vor ihm. Er wußte genau, wie er sie sich damals gedacht, da sie sein ganzes Inneres füllten, in der Traulichkeit des Empfangens. Aber so verblaßt waren sie ihm nun, und wollt' er ihnen näher treten und sie greifen, so verrannen sie in Duft und Nebel. Und das Wort gehorchte

nicht. Zäh kam's, ängstlich, verkünstelt. Das Alte genügte ihm nicht. Was aber hinzugetan war, das war wohl noch schlechter und unzulänglicher.

Er erschrak. Dann aber — man zieht doch mit dem Amtsrock nicht auch das Amt aus. Das brauchte wohl Weile. Man mußte sich erst eingewöhnen und dem Schlummernden Zeit vergönnen, ungeschreckt wach zu werden. Heute ging's nun einmal nicht...

Und nun ging er in einer stummen und ängstlichen Erwartung umher. Es war doch einmal in ihm gewesen. Es mußte wiederkehren. Und manchmal war's in ihm, als hübe es sich gewaltig. Er eilte zum Schreibtisch. Aber nicht ein Satz geriet ihm zu seiner Befriedigung. Oder ein Lied huschte ihm durch die Seele. Er sucht' es zu fassen — tot und ohne Ausdruck stand es auf dem Papier, und immer ängstlicher wurde ihm zu Mute.

Ausgetrocknet und eingedorrt war in ihm worden, was vordem so lebendig gewesen war. Ein heftiger Zorn war in ihm, gegen sich,

gegen das Geschick, das ihm so lange Frone auferlegt, nur um ihm dann das vorzuenthalten, wofür allein er diese Bürde auf sich genommen hatte. Abend für Abend haderte er so wider sich selbst. Er suchte Anregungen. Umsonst — die Pforte war zu und das Gestein des Wunderberges taub für sein rufendes Wort.

Sein Urlaub ging zu Ende. Wieder saß er in seinem Zimmer. Die Lampe brannte und die Papiere lagen vor ihm. Wieder kam ihm nichts. In dumpfem Brüten stierte er vor sich hin, in den Händen den Kopf. Dann hob er ihn. Sein Blick fiel auf jenen Bogen Ministerpapier, den zu beschreiben er begonnen hatte. Er zerriß ihn mit einer heftigen Bewegung. Dann räumte er alle seine Papiere wieder weg. „Ein Vermächtnis meinen Kindern" schrieb er darauf. Und mit einem entschiedenen Handgriff hob er das Aktenfaszikel auf seinen Tisch. „So bin ich es meiner Frau schuldig, daß ich sie mindestens zur Frau Hofrat mache," sprach er und lächelte sehr traurig...

6*

DER JUBILAR

DER JUBILAR

Es war der erste Abend nach der Festwoche mit ihren Anstrengungen und Aufregungen. Also war es riesig gemütlich in der kleinen Stube.

Man hatte den Jubilar in allen Tonarten gefeiert, ihm Festessen geboten, so kostbar sie nur zu erschwingen waren. Deputationen hatten sich auf der steilen, schmalbrüstigen Stiege gedrängt; und Herren waren emporgestiegen, die oben glücklich angelangt, höchst verwundert den Kopf schüttelten, sich in solcher Höhe zu finden. Darnach boten sie dem Greise die Hand, sprachen gerührt etwas Sinnreiches und entfernten sich wieder, innerlich überzeugt, das Ihrige zur Ehrung des höchst würdigen und ohne Zweifel verdienten Mannes getan zu haben.

Und nun war der ganze Rummel vorüber, und es blieb nichts übrig als das angenehme

Gefühl, daß er überstanden und seine Wiederkehr für volle zehn Jahre nicht in gleicher Ausdehnung und Gewaltsamkeit zu besorgen sei. Wer weiß aber, wenn er einmal die Siebzig hinter sich hat, was sich in einem Decennium begeben wird? Wer macht sich gar Gedanken darüber? Selbst dann, wenn er sich vollkommen rüstig, frisch, ja tatenlustig fühlt? Es ist das schöne Recht und die eigenste Kunst des Alters, die Stunde zu schlürfen und ganz nach ihren besonderen Qualitäten auszukosten. Und, wie gesagt, die Stunde war höchst angenehm.

Das Abendbrot war gut, einfach und kräftig gewesen. Das weiß einer zu schätzen, dem man eine volle Woche hindurch die unerhörtesten Leckereien zugemutet und aufgezwungen. Das Bier war klar und frisch. Das schmeckt doppelt nach all den schweren und hitzigen Weinen, in denen man dem Jubilar zugetrunken, ohne nur zu fragen, ob sie ihm auch bekämen. Es war bürgerlich sauber, aber ohne jede Über-

feinerung gedeckt. Nur einzelne schöne Rosen standen noch in schlanken Kelchgläsern und überhauchten die Tafel mit einer leisen Festlichkeit. Und so hübsch still und friedlich war es und der alte Herr vollkommen sicher, er werde keinen Überfall in Form einer tiefgefühlten und bedeutsamen Festrede überstehen und mit Anmut und Geistesgegenwart und höchst beredt zurückschlagen müssen. Es gibt Augenblicke, in denen man für diese Sicherheit unendlich dankbar ist.

Die Frau des Hauses hatte sich zeitig zurückgezogen. Ihr lag noch alles in den Gliedern, was so herrlich in ihr stilles Leben mit Lärm und Ehren hereingebrochen war. Nun waren der Jubilar und sein Gast allein. Der alte Herr war eine sehr vornehme Erscheinung. Unter schneeweißen und vollen Haaren kluge, schwarze, leuchtende Augen. Schneeweiß der Schnurrbart, blank und kräftig das Gebiß. Er war angetan mit einer tadellosen Sauberkeit: wechselte er den bequemen Hausrock, so

konnte er, mußte man meinen, jeden Augenblick in der erlesensten Gesellschaft erscheinen. Er war schlank, ohne jede Neigung zur Fülle und hielt sich sehr stramm. Einer jener Menschen, die niemals eine Neigung zur Bummelei in sich gekannt oder an anderen, so weit es an ihm lag, geduldet hatten, die ihre Pflichten getan, ihr Werk vollbracht hatten ohne alles Aufheben, ohne falsches Bedauern oder Mitleid mit sich und anderen. Der Jüngere hatte eine leise Ähnlichkeit mit ihm; vielleicht nur von der Art, wie der Wunsch, einem verehrten Freunde zu gleichen, sonst ganz ungleiche Züge prägt und einander anähnelt.

Sie schwiegen beide. Ein französisches Ührchen tickte mit sehr lebendigem und munterem Klang und schlug die Viertelstunden mit einem hellen und keifenden Tone, als litte es keine Widerrede und keinen Zweifel an der Richtigkeit seiner Angaben. Der junge Mensch erhob sich: „Und nun will ich gehen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir gerade diesen Abend in

Ihrer Gesellschaft vergönnt haben. Aber Sie müssen müde sein."

Eine schlanke Hand, gegen deren Schönheit das Alter nichts vermocht hatte, griff nach der seinen, hielt sie fest, streichelte sie mit einer eigentümlichen, weichen Zärtlichkeit. „Bleiben Sie noch ein wenig. Ich bin ein alter Mann und ich brauche wenig Schlaf. Ich möchte noch nicht allein sein. Es gehen mir so verschiedene Gedanken im Kopf herum."

„Alle doch wohl angenehm?"

„Alle?" Er sah in sein Glas. „Alle doch nicht."

„Man hat Sie doch so gefeiert..."

Ein sehr kluges Lächeln: „Ja. Man hat mir meine Verdienste um die Literatur der Gegenwart und meine Stellung in ihr für alle Zukunft recht eindringlich zum Bewußtsein gebracht."

„Sie sagen das mit Bitterkeit und so ironisch, Meister!"

„Mit Bitterkeit? Nein. Aber ganz ernsthaft bleiben kann man nicht dabei."

„Das versteh' ich nicht recht. Ich meine, Tage, wie die hinter Ihnen liegenden, müßten ein ganzes Leben vergolden und vergüten, was immer einem darin nicht nach Wunsch ergangen ist."

„Es mag ja so sein. Es kann schon so sein, und ich habe nur noch nicht den richtigen Standpunkt gefunden." Er griff nach einem sehr schönen Apfel und schälte ihn langsam und bedächtig: „Sie sehen mich eben nur am Ziele. Auf dem Wege haben Sie mich nicht gesehen."

„Nun, der Weg hat Ihnen nicht viel angehabt!"

„Kann ja sein. Aber ist das das Verdienst des Weges?" Er zog die Schalen auseinander, legte sie sich ums Handgelenk und freute sich ihrer Kühle. Dann nahm er eine Flasche Wein, bedachte seinen Gast und sich und begann:

„Sie wissen, ich bin nunmehr ein berühmter Mann. Ich habe es schwarz auf weiß, und ich darf es also von mir selber sagen.

Seit wann bin ich es aber? Und was kennt man von mir? Nehme ich einzelne Gedichte aus, denen der Komponist auf die Beine geholfen hat, so sind es doch nur die Arbeiten meiner letzten Jahre, von denen man spricht. Es ist also, sagen wir, eine Lücke von dreißig Jahren in meinem Leben. Meinen Sie wirklich, man spürt das nicht oder sie ist wie immer zu füllen?

Ich habe begonnen wie jeder — mit Gedichten. Sie haben gefallen, sie sind in Musik gesetzt, sind dadurch und manchmal durch eine glückliche Wahl des Stoffes sogar im Volke bekannt geworden. Dann hab' ich mich an Novellen gemacht. Auch sie fanden ihren bescheidenen Anwert. Man merkte, ich wollte doch etwas mehr, als nur die Neugierde füttern. Ich bekam meine Nummer und meine Klasse.

„Dabei blieb es aber nun. Ein volles Menschenalter. Was ich gab, das wurde pünktlich und mit einer gewissen Achtung re-

gistriert. Wagte ich etwas Neues, Kühneres, Größeres -- nun man hat mir auch dann nicht wehe getan. Aber ein gewisses Mißtrauen war denn doch — so. Der Mann will mehr, als wir ihm zugestanden haben. Er will uns unbequem werden. Wir haben ihn nun ganz hübsch und selbst wohnlich untergebracht. Damit soll er sich nun aber bescheiden.

Nun ist aber der in meinen Augen gar kein Künstler, der immer wieder nur das macht, was er ausprobiert hat und vollkommen sicher kann. Das ist doch nur ein Handwerker, der nach seinem Modell formt oder über seinen bewährten Leisten schlägt. Man muß überall versuchen und sich umtun; denn überall gewinnt man etwas für sich. Und man hat ja Augenblicke, in denen einem wird, so als hätte man Flügel bekommen, und es gibt gar keine Schwierigkeit und kein Hindernis mehr für einen, und man macht Dinge, von denen man sicher weiß, sie sind neu, und man ist in ihnen ein gut Stück über sich selber hin-

ausgewachsen. Und man könnte noch ganz anderes, man möchte auftauchen in einer Gegend, wo einen niemand sucht, wenn — ja wenn!

Und am Ende: Säemann nur für die Zukunft will nun doch kein Mensch sein. Das ist ein sehr unsicherer Prozeß, den man der Nachwelt führen will, und der lebt nicht, der sich gerne darauf einläßt. Ein Künstler schon gar. Er ist ja doch im letzten Grunde und mit aller Notwendigkeit ein Augenblicksmensch. Und er muß eitel sein, so bescheiden und natürlich er sich geben mag. Er wünscht Anerkennung auch seines Strebens; denn sonst resigniert er und dankt ab, verknöchert, statt immer lebendig und in beständiger Bewegung zu sein und sich zu rühren. Und wenn er schon nicht hört: was du gemacht hast, ist das Rechte, so will er mindestens vernehmen: der Weg, den du da gehst, ist gut, mach nur fort darauf, und du wirst schon dorthin kommen, wo nur die Ganzen und Tüchtigen anlangen.

Und ich wäre dorthin vorgedrungen. Ich weiß es heute, wo ich mich nicht mehr über mich selber täusche und weiß, daß man in Wochen nicht das leistet, was man in Monaten nicht zusammengebracht hat. Der Zuruf aber blieb aus. Er klang wohl. Nun dem, nun jenem. Mir niemals seit meinen Anfängen. Und man sieht, wie einem immer wieder einer vorkommt, und manchmal weiß man warum, aber in den meisten Fällen begreift man nicht einmal, wieso das möglich war. Und man erkennt mehr und mehr, daß man in einem ganz engen Kreis eingeschlossen ist und darin sein Leben lang verbleiben soll, und man zählt sich die Guten, Wackeren und Verständigen her, die dazu gehören, und vertröstet sich mit ihnen. Das ist aber nicht das Richtige, durchaus und in keinem Sinne; denn ein Künstler braucht keinen Trost. Er braucht die rechte Freudigkeit. Er muß sich denken dürfen, wenn er an seine Arbeit geht: es warten viele auf das, was du diesmal zu

sagen hast, nicht nur einige wenige, immer dieselben, zu denen sich höchstens aus Zufall und manchmal ein neuer gesellt. Die hältst du dann freilich fest und sie stehen zu dir. Aber das geht zum Verzweifeln langsam, und es ist sehr schlimm, wenn man sich immer wieder einen Ruck geben muß, statt in schönem Schwunge gleichmäßig dahinzuschweben — nun höher, nun näher dem Boden, nachdem es Raum, Bedürfniszustand der Kräfte bestimmen.

Und dann die Rückwirkung zu Hause; denn ich habe früh geheiratet, und wir hatten's immer knapp und bis vor kurzem, wo sie fettere Honorare zahlten und die Bücher eben auch zu gehen anfingen, haben wir es auch rechtschaffen mit den Sorgen gehabt. Und die Frauen sind nun einmal ein begehrliches Geschlecht, und sie wollen sehen, daß ihr Mann vorwärts kommt und etwas gilt in der Welt. Sonst können sie nach ihrer ganzen Natur nicht denken, daß er etwas ist, und gleich Kin-

dern kann man ihnen nichts versagen, ohne daß sie sich innerlich kränken und meinen, man meine es vielleicht gar böse mit ihnen. Und es ist ein sehr merkwürdiges Gleichheitsgefühl in ihnen. Keine will glauben, die andere sei mehr oder besser als sie und dürfe es also auch besser haben. Und anfangs bewundern sie den Mann natürlich grenzenlos. Er ist der klügste aller Männer — schon seine Wahl, daß er just sie genommen hat, beweist das für jeden Verstand und über allen Zweifel. Dann kommen die bösen Bedenken. Es rückt so gar nichts vorwärts, und langsames Schreiten und Stillstand scheinen ihnen natürlich dasselbe. Man verhärtet sich gegeneinander, man will spornen, man findet Ungeschick und Untauglichkeit vor den Fragen des wirklichen Lebens und vor seinen Ansprüchen. Eine kleine Schadenfreude erwacht in aller Güte, in aller wirklichen Liebe zueinander, die man sich vielleicht noch gerettet hat. Es gibt Stürme. Sehr arg sind die, welche eine Frau in sich verschließt; denn

sie widersprechen ihrer ganzen Beschaffenheit, nach welcher sie sich mindestens dem Manne gegenüber soll grenzenlos offenbaren können. Und immer schwerer lastet das Leben auf einem, der es nicht einmal zum schlimmsten getroffen hat. Man arbeitet fort — weil man muß, weil die Maschine nun einmal im Gange ist! Manches, das man gar nicht gerne macht, und es gefällt dann den Leuten besser als etwas, womit man sich ganz besonders bemüht und an das man seine beste Kraft gesetzt hat. Und es geht sich schlecht gelassen neben einem, der sich innerlich vor Ungeduld und allerhand Sehnsucht abzappelt.

Man möchte verzagen. Immer unsicherer wird man. Immer einsamer und also wehleidig. Und es ist sehr böse, wenn man nichts hat, woran man sich halten kann, als sich selber.

Und dann, wenn man sein Spiel schon verloren glauben muß, dann kommt der Umschwung. Sehr langsam, aber man spürt ihn

7*

doch gleich und atmet auf. Und dies ist eigentlich das einzige Hübsche an späten Erfolgen.

Das eigene Geschlecht hat man überlebt. Und es ist eine große Angst in einem: die deiner Zeit angehörten, die wollten nichts von dir wissen. Nun sprichst du gar zu einem neuen Geschlechte. Wie wird dich das verstehen und zu dir stellen können?

Und dann erwachte das Gewissen. Man besah sich den Mann, den man so lange im Winkel stehen gelassen, und man fand, daß man sich immer noch mit ihm in Ehren sehen lassen, ja sogar Staat mit ihm machen könne. Man suchte nach Ursachen, wie es möglich gewesen sei, daß man ihm so lange nicht gerecht geworden. Man fand sie auch — was läßt sich nicht kulturhistorisch erweisen und philosophisch sehr schön begründen, wenn man just will?

Man rühmte seine schöne Simplizität. Aber das ist ja einfach eine Eigenschaft des Alters. Da hat man schon so viele Fragen hinter sich,

daß man keine Sehnsucht in sich spürt, sich noch neue aufzupacken. Und man hat das Bedürfnis, alles sich recht klar zu machen. Man will in allem, was man beginnt, ein greifbares Ende sehen, und man versteht ja sicherlich mancherlei, über das man sich früher sehr verwundert oder entrüstet hätte. Das ist aber nicht das Richtige. In der Frage steckt nicht die Antwort allein, sondern noch etwas darüber. Und aus scheinbarer, ja ursprünglicher Verworrenheit kann immer wieder eine Welt entstehen.

Ich will sogar annehmen, es sei bei der Festlichkeit nicht die kleinste Komödie mitgewesen, es hätten nicht so viele Hosiannah gerufen, damit man gütigst bemerke, wie neidlos sie sind und wie geneigt sie seien, die Größe anzuerkennen, oder wie wichtig sie seien, daß ohne sie ein derartiges Ereignis nicht einmal zu denken sei. Es wäre also ehrlich gewesen; was aber heißt das? Kann es mir dreißig Jahre voll Sorgen und Beklemmungen und

Unsicherheiten vergüten? Und wird es dadurch nicht wahr: man hat mich zu Mittag hungern lassen, um mich am Abend mit Leckerzeug gründlich zu überfüttern?"

Er schwieg. Der junge Mann erhob sich: „Sie sind sehr abgespannt und ungerecht heute," sprach er.

„Sonne zu Abend reift keine Frucht. Am Tage muß sie scheinen und es macht nichts, wenn es sich vor der Nacht wölkt."

„Wir sprechen noch darüber..."

Eine kurze Gebärde: „Nein, lieber Freund. Davon nichts mehr. Es verstimmt mich zu sehr. Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Stiegen knarrten. Ein Tor ging. Noch einen Blick warf der Gast nach den Fenstern, hinter denen allein noch ein Licht schien. Eines stand offen: das gute, kluge Greisenhaupt blickte nieder zur Straße, nickte und sein schneeweißes Haar flog im Winde. Und dann erlosch das Licht.



